Lob des Bauernstandes

Des Bauern Schweiß ist ehrenwert,
Im Anfang war nicht Geist noch Schwert,
Im Anfang war das wilde Land,
Aus dem erwuchs des Bauern Stand.

Der König hätte nicht regiert,
Der Graf den Heerbann nicht geführt;
Brach lägen Handwerk, Wissenschaft, —
Des Bauern Schweiß gab erst die Kraft.

Denn wär' das Erste nicht getan,
Nie hübe man ein Zweites an,
Nur wenn des Hungers Schwäch' gestillt,
Ist man zu größ'rem Tun gewillt.

Und so verkettet, Hand in Hand,
Reiht sich der Stände buntes Band.
So war es gestern schon wie heut',
Und bleibt es fürder allezeit!

Georg Asso Peters.

= = Heimatecke = =

Geschützte Pflanzen

Von Jos. Leiwesmeier

Heute bemüht man sich wieder mehr denn je vorher um den Schutz von Naturdenkmälern, da man erkannt hat, daß sie oft einen wesentlichen Einfluß auf das Landschaftsbild ausüben oder doch wenigstens für eine bestimmte Gegend typisch sind. So ist es denn zu verstehen, daß die Bemühungen naturliebender Menschen immer mehr Beachtung auch bei amtlichen Stellen gefunden haben und diese die notwendigen Gesetze zum Schutze von Pflanzen und Tieren erlassen haben. Pflanzen, die in einer Gegend nur noch selten vorkommen, wurden oft mehr aus Unverstand und Unkenntnis, denn aus Böswilligkeit vernichtet. Im folgenden sollen nun einige der im ganzen Reichsgebiet geschützten Pflanzen im Brauch und Glauben des Volkes betrachtet werden.

Der Wacholder (Juniperus communis)

Wer kennt nicht Heidelandschaften oder trockene Kalkberge, auf denen die Wacholderbüsche wie stumme Wächter stehen? Wo der Wacholder Platz gegriffen hat, läßt er sich so schnell nicht wieder vertreiben. Aber nur langsam, furchtbar langsam wächst er heran, sodaß er dadurch der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt ist; denn zu mancherlei Zwecken brauchte der Mensch ihn. Große Flächen wurden kultiviert und auch dort mußte der Wacholder der Menschenmacht weichen. So ist es denn wohl begreiflich, daß man ihn schützte, auch in Gegenden wo er noch ziemlich häufig ist, wie es ja hier bei Warburg der Fall ist. Hinunter zur Kuhlemühle bis nach Haueda hin sind die trockenen Kalkhänge noch überzogen von Wacholderbüschen. Einen eigenartigen Reiz vermag eine solche Landschaft auf empfindsame Menschen auszuüben, die noch ein Gefühl für Naturschönheiten bewahrt haben. Im hellen Sommertag steht sein dunkles Grün wie ein ernster Mahner, im Winter steht er als Künder des Lebens da. Im Herbst ist sein Kleid mit blauen Punkten übersät, den blauen Beeren, eigentlich kleinen Zapfen; denn zur Blütezeit, wenn die vielen großen Staubbeutel mit ihrem goldgelben Blütenstaub weithin leuchten, findet man an den Zweigen überall Zapfenanlagen.

Wenige Pflanzen haben ein so reiches Brauchtum aufzuweisen wie der Wacholder. Der Wacholder- oder Kranewittstrauch hat seinen Namen von den Kranichen. Wo es diese gibt, heißt er aber nur Wacholder. Der Wecholder ist schon im Altertum allgemein bekannt als Heilmittel, und sein Holz wurde vor allem bei Opfern gebraucht, da es lange weiterglüht. Deswegen war es besonders bei Räucheropfern beliebt. Hippokrates kennt die Beeren schon als gynäkologisches Mittel. Deswegen kennt schon Plinius die Vorschrift bei Genitalgeschwülsten Wacholderholz mit Schweinsleber zu verbrennen. Der Wacholder gilt allgemein als Fruchtbarkeitssymbol, darauf weist schon sein lateinischer Name Juniperus - Juveniperus (Kindererzeuger) hin. Er war ein Lebensbaum, durch dessen Rutenschläge Kinder gezeugt wurden. Seine Stelle nahm in christlicher Zeit das Rosmarin ein. Der Wecholder ist der Sitz eines Fruchtbarkeitsdämons, der gewaltige Zauberkräfte hat. Dafür spricht die Personifikation des Strauches. Man spricht ihn an mit: „Frau Kranewitte". Die Bauern hauen deswegen nur ungern einen Baum um und die Sage hat dies ausgeschmückt. Ein Knecht wollte einen Strauch abhauen, da hörte er eine Stimme: „Haue nicht". Was kümmerte ihn das? Er griff zur Axt und holte aus zum vernichtenden Schlag, da rief die Stimme: „Ich sage dir, du läßt den Baum zufrieden". Da wurde es dem Knecht doch gruselig, und er ließ den Wacholder unbehelligt. Er hieb andere Bäume um.

Zum Baum wird er ja nur äußerst selten, da er sehr langsam wächst und so immer Strauch bleibt. Die Legende erklärt das. Die Schergen schlugen ihn um und zimmerten das Kreuz für den Heiland der Welt daraus. Als Strafe für diesen Frevel muß er immer Strauch bleiben. Eine Erinnerung daran hat er noch behalten, die Aeste stehen in Kreuzform einander gegenüber und die Früchte tragen ein Kreuz. Die Entstehung der Früchte war dem Plinius und vielen anderen seiner Zeitgenossen ein Rätsel. Man sah die Blüte nicht und glaubte, daß er auch nicht blühe, und doch trug er viele Früchte. Das mag dazu geführt haben, daß er den Römern als Fruchtbarkeitssymbol galt. Im Mittelalter kannte man aber den gelben Blütenstaub und glaubte, er wirke fruchtbar, wenn man ihn auf die Erde streue. Er diente auch als Fischköder.

Die Heilkraft des Reckholders war im Mittelalter schon so bekannt, wie heute. Schon damals verwandte man die Samen gegen Brust-, Magen- und Seitenstechen, Blähungen, Erkältungen, Verhärtungen und Husten. Der Rauch vertreibt die Schlangen, hilft sogar gegen Schlangengift. Gegen die Gicht hing man sich drei Blätter der Hollerstaude und drei vom Wacholder an. Damit das Mittel half, mußten es aber die rechten Blätter sein: ein Mittel — und zwei Seitenblätter von einem jungen Triebe. Sogar gegen die Pest halfen die Beeren, die noch heute als Gewürze für die verschiedensten Gerichte dienen. In Ostpreußen rief eine weiße Frau zur Pestzeit:

„Nehmts Kranewitt und Bibernell.
Dann kommt der Tod nicht so schnell."

Waren die Kinder krank, so gab man ihnen Hollunder- und Wacholdertee, die Mittel bei allen Zufälligkeiten waren. Aus dem Holz verfertigte man ein Oel, das gegen Krampf, bei Erkältungskrankheiten und sogar beim Krebs half. Die Asche brauchte man zu Fußbädern. Es sollte kein besseres Mittel geben. Pockenkranke sollten einen Saphir in Wacholderöl tauchen und damit einen Kreis um die einzelnen Krankheitsstellen ziehen. Bei Migräne, Gesichts- und Zahnschmerzen sollte man einige Tropfen ätherisches Kaddicköl auf Watte träufeln und in die Ohren stecken.

Eine weit größere Bedeutung hatte der Wacholder beim Volk als Zauberpflanze. Als Sitz eines besonders mächtigen Pflanzengeistes mußte er gegen alles helfen, was man sonst nicht erreichen konnte. Vor allem Krankheiten suchte man auf eine für uns merkwürdige Art zu beseitigen. Wen Warzen verunzierten, der mußte im August-September zum Wacholder gehen, wenn er grüne und schwarze Beeren zu gleicher Zeit trägt. Man schneidet drei Aestchen je dreimal halb durch und spricht dabei:

„Reckholder gib dich gefangen, daß meine Warzen vergangen."

Dann lege man auf jedes Aestchen je drei Kiesel. Sobald die Zweige verdorren, verschwinden auch die Warzen. Ein ähnliches Mittel soll gegen Hühneraugen helfen. Man knicke soviele Wacholderzweige ein, wie man Leichendorne hat. Mit dem Vertrocknen der Zweige verschwinden sie. Er ist auch ein Abwehrmittel. Ein Sträußchen am Hut getragen schützt vor dem Wolf. Gegen den Biß eines tollen Hundes nimmt der ostpreußische Bauer als Heilmittel ein Pulver von Wacholderbeeren, Hagebuttenwurzeln und Maiwürmern.

Ja sogar gestohlenes Gut schafft der Wacholder wieder herbei. Man biegt einen Kaddickzweig, der nach Sonnenaufgang wächst, nieder und beschwert ihn mit einem Stein. Dabei spricht man:

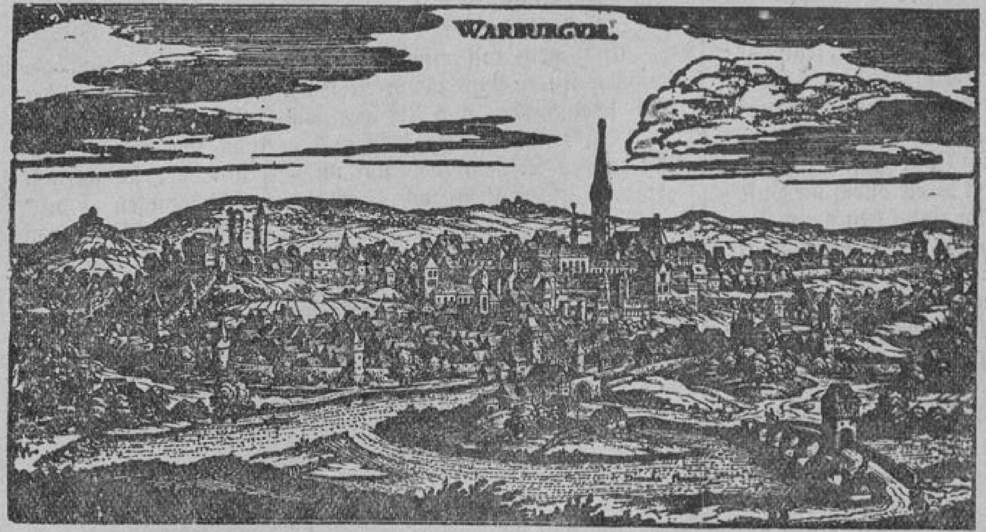
„Wacholderstrauch, ich biege und drücke dich,
Bis der Dieb die gestohlenen Sachen wiederbringt."

Sobald diese aber zurückgebracht sind, darf man nicht vergessen den Stein von dem Zweig zu nehmen, damit er wieder aufschnellen kann. Sonst könnte es Unglück geben.

Gegen alle Hexereien und Zaubereien hilft er. Deswegen nimmt die Bäuerin zum Buttern einen Wacholderstock. Der Drechsler trinkt seinen Abendschoppen aus einem Kaddickbecher, und der Kutscher verfertigt aus ihm seinen Peitschenstiel, damit ihm keine Hexe die Pferde festbannen kann. Waren jemandem Krankheiten angehext, so sollte er ein Bad nehmen; die Steine, mit denen man das Wasser hierzu erwärmte, sollte mit Kranewittholz erhitzt sein.

(Forts. folgt).

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 79 | 5. Oktober 1935 | 9. Jahrgang

Im grünen Wagen durch die Welt

Roman aus dem Zirkusleben von Paul Hain

Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(21. Fortsetzung)

Eine matte Röte steigt ihm ins Gesicht, als die kleine, vergnügte Gesellschaft diesen Beschluß verkündet, und er blickt Isa verstohlen an.

„Natürlich. Und die ‚fliegenden Reiter' sind auch wieder dabei. Hoffentlich hast du nicht wieder Lust, mit einer gewissen Reiterin anzubandeln?"

Sie lächelt ihn spöttisch an.

Er zieht die Lippen durch die Zähne. Auch ihm ist ja in der Zeit, da er in Amerika als beneideter Gatte einer Isa Wieland lebt, so manches klar geworden, und gute Freunde haben ihm aus Berlin gratuliert, daß es ihm gelungen sei, einen Uli von Rödern auszustechen. Und noch so allerlei ist durchgesickert von einer Verlobung, die einmal bevorstand und zu Wasser wurde. Warum? Er hat natürlich nie an diese Dinge gerührt.

Und so kommt es, daß just an diesem Abend, an dem Ria und Uli den traurigen Brief von Ringelnatz erhalten haben, eine der vordersten Logen im Zirkus Krohme von einer smarten, lustigen Neuyorker Gesellschaft besetzt ist, unter der sich auch Isa und ihr Gatte befinden, die ihre Plätze dicht an der Balustrade haben.

Ein Zufall? Schicksalsfügung?

Die Welt ist rund und klein, für Millionäre und Artisten!

*

Ria hat jetzt im Aufsitzraum den Sattel von Felix bestiegen. Gleich muß es losgehen. Kollegen lungern da herum, Bereiter schwatzen leise miteinander, einige Girls in knappen Seidentrikots schmeißen in einer Ecke probeweise die Beine, aus der Manege traben zwei Clowns mit kalkigweiß geschminkten Gesichtern schreiend in den Reitergang hinein und haben es eilig, sich die Stirn vom Schweiß zu trocknen. Offenbar macht auch das Spaßmachen heiß.

Und nun ist es soweit. Uli rennt los, Ria jagt mit Felix hinterher in die Arena.

Die Musik spielt einen schmissigen Marsch. Und mit automatischer Sicherheit beginnen die Körper der „fliegenden Reiter" zu arbeiten.

Erster Beifall knattert.

Hoho, denkt Uli plötzlich, der eben aus einer lächerlichen Clownsituation heraus einen herrlichen Salto schlägt. Da hat doch Ria eben einen unsicheren Sprung gemacht? Ist vom Pferd gerutscht? Gleich ist sie allerdings wieder oben, der Stallmeister, diese Kerls haben ja die besten Augen von der Welt, stoppt sofort unmerklich den schnellen Galopp von Felix, damit Ria sich gleich wieder zurecht finden kann in der genau eingeübten Reihe von Sprüngen und Kapriolen.

Ja, man soll nicht an einen Toten denken, wenn man gerade mit seinem Leben jongliert. Hier darf auch nicht der Bruchteil einer Sekunde „danebengedacht" werden! Es ist nicht umsonst eine der gewagtesten Sensationsnummern.

„Holla, hepp!"

Uli ruft es lauter als sonst seiner Partnerin zu, um sie zu ermuntern und zu warnen.

Isa von Bachwitz verfolgt mit heißen Augen dieses tollkühne Spiel der geschmeidigen, federnden Körper im Scheinwerferlicht. Ihr Herz schlägt heftig. Verstohlen beobachtet Bachwitz sie. Nicht ohne verhaltenen Grimm hört er die beifälligen Ausrufe neben sich. Und in seiner kleinen, boshaften Seele erwacht jene Szene wieder, da Ulis Hand ihn plötzlich von hinten, wie einen Schulbuben, zurückriß und ihm lachend ein Duell auf Kanonen oder Leberwürste anbot. Ah, er hat das nicht vergessen, und nicht die höhnischen Worte Isas nachher, die er unter vier Augen einstecken konnte. Und nicht die Kanonade, die Felix mit den Hinterhufen veranstaltete, und das Gelächter, das ihn damals aus dem Stall trieb.

Er sieht Isas glänzende Augen, die dem Bajazzo dort fast zärtlich folgen.

In diesen Sekunden wird ihm sehr deutlich bewußt, was er für Isa im Grunde eigentlich bedeutet: Eine Puppe und repräsentative Staffage, nichts weiter. Einmal wird sie ihn betrügen, das weiß er. Und wenn es mit dem Kerl da wäre, den sie früher geliebt hat und, hol's der Teufel, wohl noch immer liebt.

Wieder ein kleiner Zwischenfall, nur vom Stallmeister bemerkt.

Uli verpaßt eben einen Sprung. Denn mitten im Anlauf dazu hat er Isa gesehen. Und neben ihr ...

Graf Bachwitz hat sich weit über die Logenwand gelehnt. Sein Gesicht ist eine höhnische Fratze. Uli setzt von neuem an. Dämliche Fratze, denkt er sekundenschnell. Eben rast Felix an der Loge vorbei, da ruft Bachwitz laut und haßvoll: „Clown!"

Felix gespitzte Ohren nehmen den Laut auf. Uli hört ihn. Es ist, als zische da eine Hand voll Dreck durch die Luft.

Uli springt, Ria hat im gleichen Augenblick den doppelten Salto zu schlagen und wirbelt durch die Luft, aber Felix hat gleichzeitig den Kopf hochgeworfen, springt, als hätte ihn jenes perfide Wort wie ein Stich getroffen, zur Seite.

Da braust, gellt, stöhnt ein Aufschrei durch den Riesenraum. In allen Gesichtern graues Entsetzen.

Felix rast allein um die Manege, Uli kollert durch den Sand, wie eine Kugel, mit gekrümmtem Rücken, angezogenen Beinen, Ria ist in hohem Bogen durch die Luft geflogen und schlägt schwer mitten in dem Manegenrund auf.

Isa ist totenblaß zurückgefahren. Ein kurzer Blick zu ihrem Gatten — wohl kaum einer außer ihr hat seinen gehässigen Zuruf gehört —, dann atmet sie auf, da Uli wieder auf den Beinen ist.

Aus dem Aufsitzraum kommt Stimmengewirr, Artisten stürzen aus dem Reitergang. Einer der Bereiter hat Felix angehalten und führt das zitternde Pferd hinaus. Uli stürzt auf Ria zu, die leblos im Sand liegt. Sein geschminktes Gesicht ist verschmiert. Er selbst hat rechtzeitig den Fehltritt von Felix bemerkt und den Sprung noch in letzter Sekunde abstoppen können.

Stallburschen rennen herbei.

„Tragbahre!" fährt sie der Stallmeister an.

Und immer noch stöhnen, schreien die Stimmen in dem Riesenzelt aufgeregt durcheinander. Schon ist der Zirkusarzt da, der Inspizient, Krohme selbst.

„Chikago!" denkt Uli, da er neben Ria kniet und ihren Kopf zu heben versucht. Also doch! Hier sind Tilly und Billy um die Ecke gegangen in dieser Nummer, die Luft hier ist verhext."

Da schlägt Ria die Augen auf. Ein paar Blutstropfen stehen an ihrer Schläfe unter dem gekrauften Haar. Nichts weiter. Ihr Gesicht ist bleich unter der rosigen Schminke. Uli sieht es deutlich.

„Ria", flüstert er.

Und weiß mit einem Schlage, wie dieser Unfall gekommen ist. Schuld allein ist der Zuruf dieser Fratze, der Felix scheu machte, und Ria war heute sowieso etwas unsicher.

„Uli", flüstert Ria leise und versucht sich aufzurichten. Ein müdes Lächeln steht um ihren Mund, der schmerzhaft verzogen ist. „Ist ja noch — alles — gut gegangen — du."

Der Arzt kniet jetzt neben ihr. Aus dem Publikum kommen hysterische Frauenschreie. Wie eine Brandung brausen die Stimmen durcheinander. Da ist Ria ganz wach. Ihr Oberkörper strafft sich. Sie muß ungeheure Schmerzen haben, das merkt Uli, denn die fest zusammengepreßten Lippen zittern unaufhörlich.

Aber sie will hoch. Sie will stehen. Die Vorstellung muß weitergehen! Sie weiß das, nichts ist schlimmer als eine in die Luft geflogene Vorstellung.

Die Tragbahre ist da. Ria macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Und nun steht sie!

Von Uli und dem Arzt gestützt.

Der zuckt kaum merklich die Achseln. Ihm ist ja hinreichend bekannt, welche Energie Artisten noch aufbringen, auch wenn sie halbtot sind.

Der abgestellte Scheinwerfer blendet wieder auf. Das Publikum wird ruhiger. Es ist wie ein tiefes Aufatmen, das durch die Reihen geht.

Ria macht einige Schritte, knickt in den Knien ein, strafft sich wieder, von Uli kräftig gehalten, dem das Herz wie ein Hammer gegen die Rippen schlägt. Nun lächelt sie — ein richtiges, heiteres Lächeln, wie es nur Artisten fertigbekommen, selbst wenn ihnen das Herz zu zerspringen droht.

„Es ist nichts", sagt sie laut, gegen das Publikum gewendet, „kleines Pech. Kann vorkommen, ja?"

Brausender Beifall rast durch den Raum, Händeklatschen, Blumen fallen in die Manege, rein wild sind die Leute.

(Fortsetzung folgt)

Das Holz auf der Hille

Skizze von Hans Eberhard v. Besser

Ottmar Reik hauste seit Wochen in einem kleinen ostfriesischen Bauerndorf. Mit schauensdurstigen Künstleraugen durchwanderte er, sein Malergerät unter dem Arm, die Krummhörn, und was seine wache Seele an Bildhaftem in sich hineintrank, das gestaltete er, das wurde blutwarmes, inbrünstiges Leben. Der stößige Wind, der meerwärts kam, trieb ihm das weiche Haar in die Stirn. Letztes Laub taumelte in farbenbuntem Spiel aus den Wipfeln der Bäume zur Erde. Fasanen hoben sich mit sachem Schrei, und über Deiche und Moor, über Heide und fruchterlöste Felder schwebte das Brausen der Lüfte. Die langschweifigen Pferde auf den Weiden, die grasenden Viehherden lebten geruhsam zwischen den Warfen, auf denen sich die Häuser mit dem tief herablangenden, dem Meere furchtlos zugerichteten Dach erhoben. Gemessen und unbeirrt gingen die Menschen ihrer Arbeit nach, diese hellängigen Leute mit dem lichten Blondhaar und den hart gefügten langschädeligen Köpfen.

Der Maler Ottmar Reik lebte, lebte mit heißen Sinnen, und der Schaffensrausch trug seine Seele in Begeisterungshöhen. So war es seit Wochen ...

Als Reik eines Abends heimkehrte, das wogende Meer hatte die letzte Sonnenröte in seine Tiefen gezogen, läutete dünn und hell die Glocke des Kirchleins. Die Leute im Dorfe steckten die Köpfe zusammen, der Bauer vom Wiemekenhof war gestorben.

Reik wich stets den Gedanken an den Tod aus. Er gehörte dem lichtfrohen Dasein, der ungestümen Welt. Er war ein Künstler, der Leben gestaltete, weil er sich ihm verschrieben. Licht und Leben wollte er um sich, nichts weiter. Er übersah den Tod, er gehörte der Gegenwart.

Vor dem Hause stand der junge Wiemeken, der nun den Hof bekam. Aufrecht und ernst, die Augen ruhig in die Ferne gerichtet, so stand er unbeweglich wie auf heiliger Totenwacht. Dünn läutete die Glocke. der Wind strich über das Dach des Hauses hin, unter dem der alte Bauer den letzten, von Sorgen unbeschwerten Schlaf schlief.

Der Maler wollte mit kurzem Gruß vorüber. Doch da blieb er stehen. Wie unter fremder Eingebung trat er an den jungen Wiemeken heran und legte seine Hand in die arbeitsharte Rechte des Mannes. Eine tiefe, friedevolle Ruhe strömte auf ihn ein. Lange schaute er in das still nachdenkliche Friesengesicht.

„Das Holz kommt von der Hille herunter, und anderes wird hinaufgebracht. So ist es, der Bauer stirbt. Der Sohn wird Bauer." Wiemeken, der das verwunderte Gesicht des Künstlers sah, holte tief Atem: „Das Sargholz muß immer auf der Hille sein, droben unter dem Giebel. Wird es gebraucht, muß schon das neue hinauf, für den nächsten."

Er schwieg und blickte in die verblauende Ferne, und als Ottmar Reik an seiner Seite blieb, sprach er schlicht und selbstverständlich weiter. Von der alten Sitte, von der seltsamen Totenfeier, zu der die jungen Burschen des Dorfes in allerlei Verkleidung kamen und im Totengemach ihre Späße trieben, weil die Seele des Heimgegangenen bis zur Sarglegung erheitert werden mußte. Von dem Silberpokal, der bei der letzten Feier zum Gedächtnistrunk die Runde unter den Verwandten machte ...

Ottmar Reik blickte auf das alte, verwitterte Bauernhaus, auf den breitschulterigen Mann, der so ruhig und gemessen sprach. Seltsam bewegt ging der Maler davon. Fest stand das Haus gegründet, das Dach dem Meere zugerichtet. Fest hielten sie da drinnen an den alten Sitten und überkommenen Bräuchen. Das Sargholz auf der Hille war stets bereit. Der Tod schien ihnen selbstverständlich. Sie waren eine lange Kette, Glied reihte sich an Glied — und darum lebten sie, wurden getragen vom ewigen Strom. Mochte der Tod sie rufen, sie blieben verbunden, der Geist blieb in denen zurück, die das Land betreuten und es für den Nächsten bestellten. Das Holz auf der Hille stand bereit. Ewigkeitshauch umspielte sie; einem ewigen Leben gehörten sie.

Die Glocke schwieg. Sterne weihten die sinkende Nacht. Lange noch sah Ottmar Reik am Fenster und starrte in die Dunkelheit. Der lose Wind sang im Giebel, wie eine alte Geige singt.

Reik dachte an Ursula, ihr ovales, blasses Gesicht, die beseelten Augen. Sie würde mit ihm gehen, wenn er sie fragte. Er wußte es. Auch sie waren ja Glieder einer Kette. Wenn er eine Familie gründete, dann lebte sein Blut, seine Seele weiter. Was sterblich war, verging. Doch die Kette hielt, denn der Ewigkeitsstrom trug sie alle — Kinder — einen Sohn.

Reik stand auf und schaute lange in die Sterne. Friede erfüllte seine Seele. Ohne Schrecken war der Tod, der ihn in diesem friesischen Dorfe, in dieser seltsamen Stunde sein wahres Gesicht hatte schauen lassen. Leise harfte der Wind, und der Maler lauschte, als vernehme er die uralte Weise vom ewigen Leben.

Erntesegen — Erntedank

Erntedank! — Die Glocken läuten durch das deutsche Land, frohlocken im Jubelton ihr „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Im ratternden Tempo rollen die Bahnen zum Bückeberg, knattern Motorräder und Automobile über breite Chausseen, pilgern 200 000 Bürger und Bauern aus Ost und West, aus Nord und Süd zur großen Feier.

Herbstlaubumkränzt sind die Lokomotiven, wimpelgeschmückt die Windschutzscheiben der Limousinen, girlandenumwunden die Türen der Häuser in Städten und Dörfern.

Still stehen die Räder der Arbeit, vereinsamt liegen Egge und Pflug. Das deutsche Volk hat sein Festkleid angelegt und trägt das Zeichen des Dankes: zwei goldgelbe Aehren mit einer blauen Kornblume zum Sträußchen gebunden.

Die Abzeichen sind im Grenzlandkreis Marienberg hergestellt worden; 16 Millionen Stück. 130 Galonmaschinenfabriken wurden mit der Arbeit bedacht und gaben 10 000 notleidenden Volksgenossen Beschäftigung und Brot. 3½ Mill. Meter Galon waren zur Herstellung erforderlich, 22½ Millionen Meter Papierband, 1500 Kilogramm Kunstseiden-Roßhaar, 700 Kilogramm Zwirn, 1500 Kilogramm Binde- und Wickeldraht und 32 Millionen Stiele für Kornähren. Würde man die Abzeichen hintereinanderlegen, so ergäbe sich eine Strecke von über 1700 Kilometern, bei Uebereinanderstellung der sträußchengefüllten Pappkartons eine Höhe von 4800 Metern. 18 Eisenbahnwaggons mußten angefordert werden, um die Blumen in alle deutschen Gaue zu tragen.

Heute schmücken sie den Sonntagsstaat des Bauers und der Bäuerin, zieren Mieder, Blusen und Kleider der vielfarbigen Trachten, verleihen dem Gedanken engster Volksverbundenheit zwischen Stadt und Land sinnfälligen Ausdruck.

Erntedank! — Auf dem Anger des kleinen Dorfes stehen Bauern und städtische Landhelfer in harmonischer Eintracht beisammen, erleben gemeinsam das Fest in seiner ganzen Heiligkeit und Größe, das die Seele erschauern läßt.

Zum erstenmal begreift damit der Kontorist, der als Landhelfer hinauszog, das Wunder der Natur im Werden, Wachsen und Vergehen, erkennt im Landmann jenen großen Herrn der Scholle, der ein Diener des Schöpfers, mit allen Vollmachten ausgestattet, das Volk zu nähren und zu erhalten hat.

Das bringt das Blut der Landentfremdeten in Wallung, das seit Urvätertagen in bäuerlichem Rhythmus durch die Adern fließt, weckt Gefühle, die im Fabriksaal, auf der Schulbank, im Büro und Laboratorium niemals zur Entfaltung gekommen wären.

Das Brauchtum, das der Stadtbewohner einst verlachte wird zum größten Erlebnis. —

Da schreitet der kaufmännische Angestellte mit dem oldenburgischen Bauer, dessen Knechten und Mägden zum Feld, um mit zum Himmel erhobenen Sensen die letzte Garbe dem Gotte Wodan zu weihen.

„Wode, hol din Rosse nu Foder!
Nu Distel un Dorn,
tom annern Jahr beter Korn,"

deklamiert der Sprechchor und überläßt das Roggenbündel dem Gespann des germanischen Wolken- und Donnergottes. —

Im Westfälischen klettert die junge Friseuse aus der Stadt selbst auf den letzten Erntewagen und befestigt am Ladebaum den buntbemalten hölzernen Hahn, der, nach Erreichung des bäuerlichen Gehöftes an den Hausgiebel genagelt, die eingebrachten Früchte vor Feuersbrunst und Schaden bewahrt.

Ein Quentchen urwüchsiger Denkungsart hat das Leben im stillen Dorf dem städtischen Helfer vermittelt. Mit andachtsvoller Scheu lauscht er dem Wort der alten Bäuerin, die eine wundersame Legende erzählt: „Du mußt den Erntetag heiligen", sagt sie, „Du und alle, die Anspruch auf die Früchte des Feldes erheben. Wer der Gottheit den Dank versagt, muß einmal Hungers sterben. Darum höre folgende Geschichte: Lebte hier im Dorfe einst ein hartherziger Bauer, der aus Trotz und Geiz seine Knechte und Mägde zwang, am Erntefeiertage Korn auf den Feldern zu sicheln. Auch Keburga trieb er hinaus, die Magd, die man die „Heilige" nennt. Auf der Roggenbreite angekommen, verweigerte diese jedoch den Dienst, kniete nieder und betete, als wäre sie in der Kirche. Da fluchte der Bauer und hob die Hand zum Hiebe. Keburga aber warf die Sichel zum Himmel und flehte Gott an, er möchte ein Zeichen geben, ob am Erntedanktage gearbeitet werden dürfe oder nicht. „Wenn die Sichel wieder zur Erde fällt, so soll mir das ein Zeichen sein, daß das Korn geschnitten werden soll und ich werde arbeiten; bleibt aber die Sichel im Himmel, so soll das heißen: „Geht zur Kirche!" So sprach die Magd. Die Sichel kehrte nicht zurück, sie blieb am Firmament, wo sie noch heute sichtbar ist; am späten Abend und am frühen Morgen als warnendes Zeichen Gottes. Die Knechte und Mägde aber, die Zeugen dieses Wunders geworden waren, legten ihre Sensen nieder und gingen zur Kirche, den fluchenden und Gott lästernden Bauern zurücklassend, der alldes zur Strafe für seinen Frevel alles Getreide verdorren und verbrennen sah."

Du sollst den Feiertag heiligen! Es gibt heute nicht einen im großen Deutschen Reiche, der das Gebot der Stunde nicht befolgte. Der 6. Oktober gilt als herbstlicher Nationalfeiertag im Danken für das tägliche Brot. Die Erntewagen fahren als symbolische Zeichen der Ernte durch die Städte und Dörfer; Trachtengruppen zeigen bäuerliche Art und bäuerliches Wesen, Knechte und Landhelfer schwingen im Zuge die Dreschflegel und demonstrieren damit die Schwere der Landarbeit, Mädchen streuen als segenbringende Erntegöttinnen Blumen und Kränze.

Erntekronen sind in der Reichshauptstadt wie im kleinsten Flecken errichtet. Erntefest! Der Tag ist zum Volkserlebnis geworden, beschränkt sich nicht mehr wie einst auf das platte Land. In den Städten verkünden Transparente die innige Verbundenheit zwischen Bürger- und Bauerntum, nehmen die Bewohner mit eigenen Feiern an der Freude des Landmannes teil, dekorieren die Geschäftsleute ihre Schaufenster mit Erntekränzen und bäuerlichen Erzeugnissen, winden Handwerker Eichenlaubgirlanden über die Straßen und Festplätze, tragen Arbeiter und Ministerialrat Bäcker und Schornsteinfeger, Schlosser und Schreiner, Vater und Mutter, Bruder und Schwester das glückhafte Zeichen: Zwei goldgelbe Aehren mit einer blauen Kornblume zum Strauß gebunden.